

# 1. Petrus 1, 3-9

## Exegese, Meditation und Predigt

von Gerhard Barth

### I

Die Epistel für den Sonntag Quasimodogeniti hat aus dem den 1. Petrusbrief einleitenden Lobpreis 1, 3-12 die Verse 3-9 ausgewählt. Die erste Schwierigkeit, die sich für den Leser und Prediger dieses Textes bietet, liegt in dem komplizierten und unübersichtlichen Satzbau: der ganze Abschnitt 1, 3-12 bietet einen einzigen Satz! Eine Gliederung oder gar einen Gedankenfortschritt zu erkennen, fällt daher auf den ersten Blick recht schwer. Eine sorgfältige Analyse zeigt jedoch, dass der Abschnitt in fünf Strophen aufgebaut ist, die jeweils mit einem Relativpronomen beginnen und damit den Anschluss nach rückwärts festhalten. Die Strophen zeigen einen gewissen Rhythmus, sind aber von unterschiedlicher Länge (5-7 Zeilen). Das zeigt, dass hier nicht ein feststehender Gemeindehymnus übernommen wurde. Vielmehr wurde der Lobpreis vom Verfasser wohl selbst in dieser kunstvollen Periode aufgebaut. Der Predigttext 1, 3-9 umfasst die drei ersten dieser fünf Strophen:

Ge

griessen sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus

Der nach seiner grossen Barmherzigkeit  
uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung  
durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten,  
zu einem unvergänglichen u. unbefleckten u. unverwelklichen Erbe,  
das im Himmel für euch aufgehoben ist,  
die ihr in der Kraft Gottes bewahrt werdet durch den Glauben zu  
dem Heil, das bereit steht, offenbart zu werden in der letzten Zeit;

Darüber jubelt ihr,  
die ihr jetzt, wenn es sein muss, ein wenig in vielerlei Anfechtung  
damit die Echtheit eures Glaubens  
viel wertvoller als vergängliches Gold,  
das durch Feuer erprobt wird,  
sich erweise zu Lob, Herrlichkeit und Ehre  
bei der Offenbarung Jesu Christi;  
Leid habt,

Ihn liebt ihr, ohne ihn gesehen zu haben,  
an ihn glaubend, ohne ihn jetzt zu schauen, frohlockt ihr  
in unaussprechlicher und verklärter Freude,  
da ihr das Ziel eures Glaubens erhaltet,  
das Heil der Seelen.

Achtet man auf diese strophische Gliederung, so lässt sich sehr wohl auch eine inhaltliche Gliederung erkennen:

1. Strophe: Wiedergeboren zur Hoffnung auf das künftige Heil;
2. " : Bewährung im Leiden;
3. " : Jubelnder Glaube ohne zu schauen.

Ergänzend sei dazu noch das Thema der folgenden Strophen genannt: Sagt die 4. Strophe, dass davon schon die Propheten geweissagt haben, so spricht die 5. Strophe von dem "*pro nobis*" ihres Zeugnisses.

Im Gegensatz zu den fünf Strophen liegt in der ersten Zeile von Vers 3 eine feste Formel vor. "Gepriesen sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus" findet sich wörtlich in 2. Kor. 1, 3 und Eph. 1, 3, auch da als Eingangsformel eines Lobpreises. Sie entspricht dem jüdischen Segenswunsch "Gepriesen sei der Herr." Ps. 41, 14, vgl. Ps. 89, 53; 106, 48; Gen. 9, 26. In den paulinischen Briefen folgt auf den Briefkopf normalerweise der Dank für den Glauben der Empfänger des Briefes, ad hoc und persönlich formuliert. An dessen Stelle ist hier der stilisierte kunstvolle Lobpreis getreten, das Persönliche tritt zurück. Die folgenden fünf Strophen begründen den Lobpreis Gottes.

1) Die 1. Strophe begründet den Lobpreis Gottes damit, dass er uns wiedergeboren hat zur Hoffnung auf das künftige Heil. Die Heilserfahrung des Christen wird hier als Wiedergeburt bezeichnet. Der Begriff *anagennan* findet sich im Neuen Testament nur 1. Petr. 1, 3 und 23, doch begegnet die Vorstellung der Wiedergeburt auch sonst verschiedentlich im Neuen Testament: Joh. 3, 3 und 5; Tit. 3, 5; 1. Petr. 2, 2. Dazu wäre noch zu nennen Justin Dial. 138,2: Die Christen sind das "Geschlecht, das von ihm wiedergeboren wurde durch Wasser und Glaube und Holz" (= das Kreuz). Dabei ist in Joh. 3, 5; Tit. 3, 5 und Justins Dialog die Wiedergeburt eindeutig mit der Taufe identifiziert. Die durchgehende Verbindung des Wiedergeburtsgedankens mit der Taufe nötigt dazu, auch im 1. Petrusbrief an die Taufe zu denken. Das wird auch gestützt durch das in Röm. 6 vorliegende und nicht nur für Paulus geltende Taufverständnis, wonach die Taufe das Mitsterben und Mitaufstehen des Täuflings mit Christus bringt.

Dass die Herkunft des Wiedergeburtsgedankens in den hellenistischen Mysterienreligionen zu suchen ist, wird heute kaum noch bestritten und braucht hier nicht im Einzelnen dargelegt zu werden. Mit der religionsgeschichtlichen Herkunft der Vorstellung ist freilich noch nicht ihre Aufnahme in die Verkündigung der Urchristenheit erklärt. Diese ergibt sich jedoch einmal aus der Verstehbarkeit des Begriffes in hellenistischer Umwelt, zum anderen daraus, dass durch den Begriff der Wiedergeburt der radikale Bruch zwischen einst und jetzt und damit die Größe der Heilsgabe ausgedrückt werden konnte. Der Begriff der Wiedergeburt besagt ja, dass es keinen immanenten, dem Menschen mög-

lichen Übergang vom Einst zum Jetzt, vom alten zum neuen Menschen gibt. Es ist nicht damit getan, dass der Mensch sich ein wenig bessert, sich vervollkommnet, sein bisheriges Leben durch den christlichen Glauben ergänzt oder überhöht. Vielmehr geht es um einen radikalen Bruch, ein Sterben (Röm. 6!). Der Mensch muss einen neuen Ursprung bekommen, wie es das Nikodemusgespräch deutlich macht. Das ist aber etwas, was jenseits jeglicher menschlicher Möglichkeit liegt. Der Mensch kann sich selbst keinen neuen Ursprung, kein neues Leben geben. Aber dieser neue Ursprung, dieses neue Leben ist uns durch die Heilstat in Christus geschenkt. Diese durch das Heilsereignis gegebene totale Neubestimmung des menschlichen Lebens wird hier durch den Begriff der Wiedergeburt ausgedrückt.

Auffallend ist nun die doppelte Näherbestimmung bzw. Erläuterung, die hier der Wiedergeburt gegeben wird. Wir sind wiedergeboren durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Das ist umso auffallender, wenn hier bei der Wiedergeburt an die Taufe gedacht ist. Dann heisst das, dass die Kraft der Taufe eben die Auferstehung Jesu Christi ist. Die Taufe wird als Mittel des Heils nicht verselbständigt, sie ist nicht *causa salutis*, *causa salutis* ist allein die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

Die zweite Näherbestimmung lautet "zu einer lebendigen Hoffnung". Man erwartet eigentlich: wir sind wiedergeboren zu einem neuen Leben! Statt dessen: wir sind wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung! Das durch die Wiedergeburt beschaffte neue Leben ist also primär durch die Hoffnung gekennzeichnet. Dabei will der Zusatz "lebendige" wohl die untrügliche Art der Hoffnung bezeichnen. Das neue Leben ist also kein sakramental verfügbarer gegenwärtiger Besitz, sondern ein Hoffnungsgut, ein Sich-Ausstrecken nach vorne (vgl. Phil. 3, 12 ff), ein Warten und Zugewandtsein auf die Zukunft, die Gott bereitet hat.

Damit erklärt sich aber auch, warum der Grund unserer Wiedergeburt in der Auferstehung Jesu Christi liegt. Denn eben diese ist ja der Grund unserer Hoffnung. In der Auferstehung Jesu Christi ist ja nach 1. Kor. 15, 20ff die eschatologische Totenaufweckung bereits inauguriert worden und dieses Geschehen drängt hin auf die endgültige Unterwerfung der Mächte und die Proskynese vor dem Kyrios (1. Kor. 15, 24ff).

Die Hoffnung richtet sich auf das "Erbe", ein im Neuen Testament feststehender *terminus* für das eschatologische Heil (Act. 20,32; Eph. 1,14; 5, 5; Ko. 3, 24; Hebr. 9, 15). Die Adjektive "unvergänglich", "unbefleckt" und "unverwelklich" drücken die Überweltlichkeit und Herrlichkeit des erwarteten Erbes aus. Die Gewissheit der Hoffnung auf das Erbe wird nun durch eine doppelte Aussage deutlich gemacht:

a) Dieses Erbe wird im Himmel für uns aufbewahrt. Gott selbst wacht darüber, dass das Heil nicht hingefällig wird. Er bewahrt es für uns. Dieses eschatologische Heil ist also schon jetzt

im Himmel vorhanden, es braucht nicht erst noch geschaffen zu werden beim Weltende, sondern es ist schon jetzt im Himmel bereit *apokalyphthenai en kairoo eschatoo*. Gerade durch das Schon-Vorhandensein im Himmel wird die Gewissheit des Heils unterstrichen.

b) Die Gewissheit der Hoffnung gründet sich weiter darauf, dass die Christen selbst bewahrt werden in der Kraft Gottes durch den Glauben. Die Versuchbarkeit des Christen, die Gefahr seines eigenen Unglaubens und Abfalls ist überwunden und aufgehoben in der gnädigen Bewahrung Gottes. So gründet die *perseverantia* des Christen, die Gewissheit seines Heils nicht in seiner eigenen Gläubigkeit oder Standhaftigkeit, sondern in der *dynamis* und Treue Gottes, der ihn durch den Glauben bewahrt zum Heil.

2) Die 2. Strophe spricht von Bewährung im Leiden. Der Anschluss an die 1. Strophe durch *en hoo agalliasithe* ist unter den Exegeten strittig. Windisch und Schneider (z. St.) beziehen *en hoo* auf *en kairoo eschatoo* (Vers 5) und geben dem Präsenz *agalliasithe* futurische Bedeutung (was nach Blass-Debrunner § 323 in der Koine zuweilen möglich ist): wo ihr dann (in der letzten Zeit) jubeln werdet. Der Jubel und das Leid sind dann nicht gleichzeitig, sondern jetzt herrscht Leid, im Eschaton aber Jubel. Dagegen spricht jedoch:

a) Wo nach Debrunner § 323 das Präsenz futurischen Sinn hat, geht dies eindeutig aus dem Zusammenhang hervor, was in 1. Petr. 1, 6 nicht der Fall ist.

b) *agalliasithe* hat in Vers 8 eindeutig präsentische Bedeutung durch die Näherbestimmung von *pisteuontes* und die Parallele zu *agapate*.

c) W. Nauck (Freude im Leiden, ZNW 1955, S. 69ff) hat gezeigt, dass hier eine weit verbreitete katechetische Tradition vorliegt, die die Freude im Leiden zum Mittelpunkt hat. Diese Tradition begegnet in Mt. 5, 11f = Lk. 6, 22f; 1. Petr. 4, 13f; Röm. 5, 3; Jak. 1, 2 (vgl. auch 1, 12) und an unserer Stelle 1. Petr. 1, 6f. Die jeweils gleiche Struktur dieser Aussagen und weithin auch gleiche Begrifflichkeit zeigen, dass es sich um eine relativ festgeprägte Tradition handelt, die sich fast durch das ganze Neue Testament zieht. In dieser Tradition wird aber zu gegenwärtiger Freude in allen Leiden aufgerufen. Ist also 1. Petr. 1, 6 von dieser Tradition geprägt, so ist *agalliasithe* präsentisch zu fassen. *en hoo* bezieht sich dann nicht auf *en kairoo eschatoo*, sondern auf die gesamte vorausgehende Verheissung des zukünftigen Heils. *en hoo* also = *qua in re* = darum. "Darum jubelt ihr, die ihr jetzt, wenn es sein muss, ein wenig in vielerlei Prüfung Leid habt". *oligon* ist zeitlich gemeint: kurze Zeit -habt ihr Leid. Das *ei deon* besagt, dass auch jetzt, während der Zeit der Fremdlingschaft des Christen in der Welt (vgl. 1, 1. 17; 2, 11), nicht unbedingt immer Leid herrschen muss, sondern "wenn es sein muss", nämlich nach dem göttlichen Willen. Auch im Leiden begegnet mir der Wille Gottes,

wie es keinen Bereich meines Lebens gibt, in dem ich ausserhalb seiner Herrschaft sein könnte.

Es sind *poikiloi peirasmoi*, unter denen der Christ leidet. An welche Anfechtungen der Verfasser denkt, wird aus dem Brief selbst deutlich. So sprechen

- 2, 12 von Verleumdungen (vgl. 2, 15; 3, 16)
- 3, 13 von schlechter Behandlung (*kakoosoon*)
- 4, 4 von Lästerung (*blasphemein*)
- 4, 14 von Beschimpfung (*oneidizein*)
- 4, 15 denkt an Anklage vor Gericht.

Vers 7 spricht nun von dem Sinn der Versuchungen und Leiden. Durch sie soll die Echtheit des Glaubens an den Tag kommen. Diese Prüfung des Glaubens wird mit der Läuterung des Goldes verglichen, zugleich jedoch betont, wieviel wertvoller als Gold der Glaube ist. Das Bild von der Läuterung des Goldes im Feuer ist geläufig für die Prüfung, sei es durch Gottes Gericht (1. Kor. 3, 13 Spr. 17,3), sei es durch Bedrängnisse und Leiden (Sap. Sal. 3, 6 Herm. vis. IV, 3, 3f). Kommt durch die Prüfungen die Echtheit des Glaubens ans Licht, so bringt dies dem Christen Lob, Herrlichkeit und Ehre am Tag der Offenbarung Jesu Christi, also bei der Wiederkunft Christi (vgl. 1. Kor. 3, 14; Röm. 2, 7.10).

3) Die 3. Strophe. Die Erwähnung Jesu Christi in der letzten Zeile der 2. Strophe gibt Anlass, über das Verhältnis der Christen zu Christus zu sprechen. Dieses Verhältnis ist bestimmt durch *agapan* und *pisteuein*. Und zwar lieben sie ihn und glauben sie an ihn, obwohl sie ihn nicht sehen. Durch den Parallelismus der beiden ersten Zeilen wird dies besonders betont. Dass Glauben und Schauen in einer Spannung, ja im Gegensatz zueinander stehen, wird im Neuen Testament wiederholt bezeugt. Gerade der Unglaube ist es, der zu schauen verlangt. So fordern in Mk. 15, 32 die spottenden Hohenpriester: "Steige herab vom Kreuz, damit wir sehen und glauben". Entsprechend verlangen die Juden Zeichen von Jesus, "damit wir sehen und dir glauben" (Joh. 6, 30), und Jesus antwortet (Joh. 4, 48): "Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, glaubt ihr nicht". Ist Glauben die gehorsame und vertrauende Hingabe an Gottes Wort, so ist die Forderung von verfügbaren Beweisen, das Sehen- und Konstatierenwollen gerade die Haltung des Unglaubens. Entsprechend sagt Paulus: "... wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen" (2. Kor. 5, 7), und meint damit, dass die eschatologische Gnadengabe des neuen Lebens nicht in irdischen Erfahrungen konstatierbar und nicht einmal in visionären Erlebnissen greifbar wird. Entsprechend sagt Röm. 8, 24, dass eine Hoffnung, die man sieht, nicht Hoffnung ist, wobei zu beachten ist, dass die Hoffnung für Paulus ein Strukturmoment des Glaubens ist. Wichtig ist, dass die Aussage von der Unsichtbarkeit und Verborgtheit des Heilsstandes in Röm. 8 und 2. Kor. 5 gerade im Zusammenhang von Texten begegnet, die vom Leiden sprechen.

1. Petr. 1, 8 gehört in diesen Zusammenhang, zeigt aber bereits eine noch weitergehende Entwicklung. Der Gedanke von der Unsichtbarkeit des Glaubensgegenstandes ist hier nicht nur auf das gegenwärtige Heilsgut, sondern primär auf den irdischen Jesus und sodann auf den Erhöhten bezogen. Das zeigt deutlich die Gegenüberstellung der beiden ersten Zeilen:

*hon ouk idontes* (Aorist!) *agapate*  
*eis hon arti me horoontes* (Präsens!) *pisteuontes*

Die erste Zeile spricht von der Vergangenheit und hat also den irdischen Jesus im Blick, während die Gegenwartsaussagen der zweiten Zeile an den Erhöhten denken. Hier zeigt sich deutlich die Problematik der zweiten und dritten christlichen Generation, die den Herrn nicht mehr gesehen hat, die sich zunächst dadurch im Nachteil gegenüber den Augenzeugen sieht, aber diesen scheinbaren Nachteil vom Verständnis des Glaubens her auffängt. Das Verständnis des Glaubens als vertrauender Verzicht auf das Sehen-Wollen wird nun auch auf den irdischen Jesus angewendet. In ähnlicher Weise argumentiert Joh. 20, 29 im Blick auf das Sehen des Auferstandenen. Freilich nicht nur im Blick auf den irdischen Jesus, sondern auch jetzt und heute im Blick auf den Erhöhten gilt das Wort vom Glauben, der nicht schaut.

Dass solcher Glaube nicht nur ein schwacher Ersatz oder verschämter Notbehelf angesichts des mangelnden Sehens ist, zeigen die Begriffe *agallian* und *chara*: In solchem Glauben, der nicht schaut, jubeln die Christen in unaussprechlicher verkürzter Freude. Eben dieser Glaube, der nicht schaut, ist die wahre eschatologische Existenz, die durch Jubel und Freude gekennzeichnet ist. *Chara* und *agalliasis* charakterisieren im Neuen Testament die eschatologische Heilsgabe. *Chara* kennzeichnet das Reich Gottes (Mt. 25, 21 und 23; Röm. 14, 17), ebenso wie bereits jetzt das Leben der Glaubenden im Geist (Gal. 5, 22), ist Ziel des apostolischen Dienstes (2. Kor. 1, 24 Phil. 1, 25) wie Ziel der Abschiedsreden Jesu (Joh. 15, 11; 16, 22). Von *agalliasis* sind nach Act. 2, 46 die Mahlversammlungen der Urgemeinde bestimmt. Solche Freude ist unaussprechbar und *dedoxasmene* = verherrlicht: Die künftige Herrlichkeit spiegelt sich hier wider.

Vers 9 betont, dass das Motiv der Freude im nichtschauenden Glauben die Gewissheit des künftigen Heils ist: Die Glaubenden erhalten ja das Ziel des Glaubens, nämlich die Rettung ihrer Seelen. Der Gedanke von Vers 5 wird damit wiederaufgenommen, dass die Christen in der Macht Gottes bewahrt werden zum Heil. Um dieser bewahrenden Treue willen kann nun auch gesagt werden, dass sie das Ziel des Glaubens erhalten. Durch die Treue Gottes ist die noch ausstehende Zeit bis zur Vollendung gleichsam bereits überbrückt, sodass schon jetzt gesagt werden kann, dass sie das Ziel des Glaubens erhalten. Insofern bestimmt auch hier bereits die Zukunft die Gegenwart, freilich im Glauben, der nicht schaut.

## II.

Wie die Exegese gezeigt hat, enthält der Predigttext einen Lobpreis. Daraus ist zunächst für die Predigt zu entnehmen, dass auch diese einen "Lobpreis" bilden und zum Lobpreisen anreizen soll. Es wird daher nicht mit der Klage getan sein, dass die Gemeinde heute so wenig Gott lobt. Solche Klagen führen nicht zum Lobpreis. Vielmehr muss die Predigt zeigen, dass die christliche Gemeinde wirklich Grund zum Loben hat. Die Erkenntnis, dass der 1. Petrusbrief sich an sehr bedrängte und verfolgte Christen richtet, und nach 1. Petr. 5, 9 wohl auch selbst aus der Bedrängnis heraus geschrieben ist, kann zwar die subjektive "Echtheit" dieses Gotteslobes unterstreichen und den Verdacht einer leeren, konventionellen Form zurückweisen, genügt aber keineswegs zur Begründung.

Der Grund des Lobpreises wird im Text selbst genannt, vor allem in der 1. Strophe: Es ist die gewisse Hoffnung auf das Heil, die zum Loben treibt. Die 2. Strophe holt dieses Lob auch in die vom Leid geprägte Gegenwart hinein, während die 3. Strophe die Diskrepanz zwischen Heilshoffnung und leidvoller Gegenwart im Glaubensverständnis überwindet: Der Glaube verlangt nicht zu schauen und ist sich seines Gegenstandes dennoch gewiss. Von diesem Aufbau her wird das Gewicht der Predigt vor allem auf der ersten Strophe liegen, weil nur da der Grund des Lobpreises wirklich thematisch entfaltet wird.

Aber wie lässt sich dieser Grund des Lobpreises heute einseitig machen? Eben hier liegt die eigentliche Schwierigkeit für den Prediger, denn der Text begründet den Lobpreis mit einer futurischen Eschatologie, mit der Hoffnung auf das künftige Heil. Zwar sagt der Text auch, dass Gott uns wiedergeboren hat; aber damit ist gerade nicht die Befreiung von den schädlichen Begierden und Lüsten anvisiert, sodass sich etwa von der Ethik her der Grund des Lobpreises aufzeigen liesse. Vielmehr ist die Wiedergeburt hier gänzlich von der Hoffnung umklammert: Das mit der Wiedergeburt bezeichnete neue Leben besteht gerade darin, dass wir Hoffende geworden sind, auf das künftige Heil hoffende Menschen. Der Begriff der Wiedergeburt dient also dazu, die Macht dieser Hoffnung zu charakterisieren. Diese Hoffnung ist so gross und stark, dass der von ihr bestimmte Mensch geradezu als ein neuer Mensch, als ein wiedergeborener Mensch bezeichnet werden muss.

Aber wie lässt sich das heute predigen? Wie lässt sich das predigen, ohne der Gefahr zu verfallen, wieder auf eine bessere Zukunft zu "vertrösten", wie dies ja alle Werbetexter und Ideologien, vom Kommunismus bis zum westlichen Fortschrittsglauben, tun, in deren Konkurrenz zu treten gerade nicht unsere Aufgabe sein kann? Der Prediger wird dieser Gefahr nur dann entrinnen, wenn er sich über die Bedeutung der Eschatologie im Neuen Testament ständig Rechenschaft gibt. Dabei zeigt sich zunächst die

Grenze einer konsequent existenzialen Interpretation, die in der Eschatologie nur einen Ausdruck für die "Geschichtlichkeit" des Menschen sieht, d.h. dafür, dass das Sein des Menschen jeweils in den konkreten Entscheidungen des Lebens auf dem Spiel steht, "in denen der Mensch nicht je *etwas für sich* wählt, sondern *sich selbst als seine Möglichkeit* wählt" (Bultmann, Glauben und Verstehen, I. S. 118). Die Eschatologie will hier ja nicht mein jeweiliges "Jetzt" als Entscheidungszeit charakterisieren, sondern den Inhalt der das neue Leben ausmachenden *Hoffnung* und damit den Grund des Gotteslobes anzeigen. Darum lassen sich auch die Aussagen des 1. Petrusbriefes nicht in einer rein präsentischen Eschatologie unterbringen. Zwar bestimmt die Eschatologie auch die Gegenwart der Christen im 1. Petrusbrief, bestimmt sie sogar so stark, dass geradezu von einer Wiedergeburt geredet werden muss, aber sie bestimmt die Gegenwart nur als gewisse Hoffnung auf die von Gott bereitete Zukunft. Die Glaubenden sind Wiedergeborene nur als Wartende.

Das ist aber ein Verständnis der Eschatologie, das keineswegs nur für den 1. Petrusbrief charakteristisch ist, sondern — vom Johannes-Evangelium einmal abgesehen — sich durch das ganze Neue Testament zieht und vor allem bei Paulus deutlich wird. Auch für Paulus ist das eschatologische Geschehen in Jesu Tod und Auferstehung bereits angebrochen und das Leben der Glaubenden ist bereits jetzt eschatologische Existenz. Es ist es jedoch nur so, dass ihnen erst das "Angeld" des Geistes gegeben ist, dass sie in die sehnsüchtige Erwartung des Glaubens, noch nicht in das Schauen gestellt sind. Die Erscheinung der *Basileia*, die Erlösung des Leibes und die allgemeine Proskynese vor dem Kyrios stehen noch aus. Auf sie richtet sich das Warten des Glaubens. Und diese Aussagen lassen sich auch nicht nur als eine mythische Verkleidung des christlichen Selbstverständnisses fassen, so gewiss sie das Kleid der Apokalyptik tragen. Das macht die Argumentation des Apostels in 1. Kor. 15 wünschbar deutlich: An der kommenden Auferstehung der Toten und der Erscheinung der *Basileia* hängt für Paulus der ganze christliche Glaube. Daran hängt es, ob der Glaubende mit Recht den Sieg Jesu Christi bekennen kann, ob Jesus mit Recht der Kyrios-Titel zukommt, oder ob es Bereiche gibt, die von seiner Kyrios-Herrschaft ausgenommen sind (1. Kor. 15, 25-28!). Mit anderen Worten: Es geht in der Eschatologie darum, ob Gott wirklich Gott ist. Darum liegt Paulus so viel an der leiblichen Auferstehung (1. Kor. 15, 35ff): Wenn Gott uns nicht leiblich auferweckt, so gilt auch in der Gegenwart Gottes Herrschaft nicht unserem Leibe; der Leib aber ist für Paulus der Ort des Glaubensgehorsams. So hängt für Paulus in der Tat alles an der Eschatologie. "Erst von dieser letzten Befreiung her erhält er seinen Sinn, dass Christus mich schon heute freimacht, erst von der Erlösung des Leibes und der Gabe des pneumatischen Leibes in der Totenauferstehung versteht es sich, dass Christus mich schon heute leiblich in seinen Dienst stellt, erst von der allgemeinen Proskynese des Kosmos her gewinnt es seine Bedeutung, dass der



Glaube schon heute dem Kyrios huldigt" (Käsemann, Verkündigung und Forschung 1942/46, S. 197f).

Geht es aber in der Eschatologie letztlich darum, dass Gott das letzte Wort über seiner Schöpfung behält, dass der Glaube nicht umsonst geglaubt hat, dass es einmal ans helle Licht des Tages kommen wird, dass der Sieg Jesu Christi allen Bereichen der Welt gilt und also Gott wirklich Gott ist, so hängt an solcher Eschatologie in der Tat der ganze christliche Glaube. Solche Hoffnung ist dann aber auch unverwechselbar unterschieden von all den kleinen Hoffnungen, mit denen wir selbst und andere uns immer wieder auf eine bessere Zukunft verträsten, darauf, dass es "so schlimm doch wohl nicht kommen wird". Die Gewissheit dieser Hoffnung gründet aber nicht in der "Logik" des Gedankens — es könnte ja auch bloss der Wunsch der Vater des Gedankens sein —, sondern in der Auferstehung Jesu Christi von den Toten, wie 1. Petr. 1, 3 ausdrücklich feststellt. Die Auferstehung Jesu Christi ist für den Glaubenden das Zeichen dafür, dass der Gekreuzigte der Sieger ist, dass Gott nicht tot ist, sondern lebt, und enthält damit ein Versprechen, das die Zukunft umgreift und erst in der Erscheinung der *Basileia*, der Erlösung des Leibes und der allgemeinen Proskynese der Welt zum Ziel kommt. In einer Zeit, in der das Schlagwort vom "Tode Gottes" geradezu zur Mode zu werden scheint, gewinnt dieses Zeugnis besondere Relevanz.

Dass solche durch die Hoffnung geprägte christliche Existenz nicht dazu führt, in schwärmerischer Weise an der leidvollen Gegenwart vorbeizugehen, das zeigt die 2. Strophe, die die Leiden der Gegenwart ausdrücklich als das Bewährungsfeld unseres Glaubens erklärt. Entsprechend verhilft die 3. Strophe dazu, dass der Glaube nicht unter den Anfechtungen durch die leidvolle Gegenwart zerbricht. Sie tut dies dadurch, dass sie auf das Wesen des Glaubens hinweist, der durch den Gegensatz zum Schauen bestimmt ist. Die Christen wandeln im Glauben und nicht im Schauen und können doch gerade in solchem Glauben, der nicht schaut, jubeln und loben.

### III.

Liebe Gemeinde!<sup>1</sup>

Dieser Brief wurde von einem Christen und an Christen geschrieben, denen es ziemlich dreckig ging. Man beschimpfte und verleumdete sie. Man verdrehte ihnen ihre Worte noch auf den Lippen. Man zerrte sie vor Gericht als wären sie politische Aufwühler und Übeltäter. Von ihren Arbeitgebern und Herren wurden sie schikaniert und unterdrückt. Und es sah nicht danach aus, als ob es ihnen in absehbarer Zeit besser gehen könnte, sondern eher schlimmer. Und dennoch ist dieser Brief vom ersten bis zum letzten Wort ein Lobpreis Gottes: "Gepriesen sei Gott, der Vater

<sup>1</sup> Die Predigt wurde gehalten am 17. April 1966 in São Leopoldo

unseres Herrn Jesus Christus". Von Leid und Bedrängnis wird zwar auch geredet, aber erst an zweiter, durchaus untergeordneter Stelle. An erster und beherrschender Stelle steht der Lobpreis: "Gepriesen sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus!"

Das ist für uns deshalb auffallend und fast beunruhigend, weil wir ja auch Christen sind und auch unsere Lasten und Plagen kennen. Aber wir reagieren anders. Wenn wir zusammensitzen, dann sind unsere Leiden und Plagen das erste und beherrschende Thema. Dann zählen wir auf, was alles nicht stimmt und schlecht ist, was alles faul ist in unserem Land und unserer Kirche, was wir befürchten und sorgen. Nun könnte man zwar den Verdacht äussern, ob dieser Lobpreis nicht mehr traditionelle Form als lebendiger Inhalt sein möchte, ob hier nicht letztlich doch fromme Phrasen gedroschen würden. Aber wenn man den Brief aufmerksam liest, merkt man, dass nichts diesen Verdacht rechtfertigt. Es ist in der Tat der ganze *Inhalt*, der durch das Lob bestimmt ist, und unser Verfasser beginnt den Brief nicht nur mit einem wohl selbst gedichteten Loblied, sondern er nennt auch sehr klar und bestimmt den Grund, weshalb er so loben muss.

Das ist der Grund: "Der uns nach seiner grossen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten".

Wir müssen diesen Satz ein wenig zerlegen, um ihn zu verstehen. Wir sind wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung. Also die Hoffnung ist es, die den Verfasser zum Loben treibt. Und diese Hoffnung wird als eine lebendige Hoffnung bezeichnet, um damit anzuzeigen, dass es keine schwache, sterbende Hoffnung ist. Sie ist nicht angekränkelt durch den Verdacht, hier sei ja doch nur wieder der Wunsch der Vater des Gedankens. Sondern sie ist lebendig und macht ihn selbst lebendig, d. h. sie bestimmt ihn so sehr, dass er selbst ein anderer Mensch, dass er wiedergeboren ist, dass er wie durch eine neue Geburt ein anderer Mensch, nämlich ein durch die Hoffnung bestimmter Mensch geworden ist.

Wieder kann man es nicht lassen, mit uns zu vergleichen. Auch wir kennen ja Hoffnungen. Aber es ist nicht die grosse Hoffnung, die den Menschen so bestimmt, dass er sich selbst als neugeboren bezeichnen muss, sondern es sind die kleinen Hoffnungen, die wir uns machen: dass wir beim Examen nicht durchfallen, dass unser Auto unterwegs keine Panne bekommt, dass unsere Krankheit so schlimm doch nicht sein, sondern besser werden möchte, dass die Preise nicht mehr als 30 Prozent steigen. Und bei all dem wissen wir immer: Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. Nein, es ist nicht die grosse Hoffnung, was wir kennen. Im Grossen sind wir viel eher durch die Angst bestimmt: die Angst, dass es wegen Vietnam zum Kriege kommen könnte, die Angst vor der Übervölkerung, vor Krankheit, kurz Angst vor der Zukunft. Diese Angst ist immer mit unserem Hoffen vermischt, und was wir dann hoffen, ist im Grunde nur dies, dass wir noch einmal mit einem blauen Auge davonkommen.

Der 1. Petrusbrief aber spricht von der grossen Hoffnung, die den Menschen so ganz und gar bestimmt, dass alles Hoffnung ist und kein Raum mehr für die Angst bleibt, weil die ganze Zukunft, trotz Vietnam, Inflation oder Krankheit, hell und licht ist, und einladet zu frohem und dankbarem Erwarten und Ergreifen.

Nun ist es klar, dass man solche grosse Hoffnung nicht einfach machen kann. Man kann sich nicht einfach dazu entschliessen, von jetzt ab alles mit einer rosa-roten Brille zu betrachten. Damit würden wir nur uns selbst betrügen. Zu rechter Hoffnung muss man Grund und Ursache haben, und erst recht, wenn es eine so grosse Hoffnung sein soll, dass dadurch das ganze Leben wie durch eine neue Geburt verändert werden soll.

Dadurch kam es zu der lebendigen Hoffnung: durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Und damit haben wir auch wieder den Grund, weshalb unser Briefschreiber Gott über alles loben muss: weil er Jesus Christus von den Toten auferweckt hat. Denn die Auferstehung Jesu Christi von den Toten brachte ans Licht, dass der Karfreitag nicht Gottes Katastrophe, sondern sein Sieg war. Dass also nicht Kaiphas und Pilatus und nicht Hass und Verblendung das letzte Wort haben, sondern der Gekreuzigte. Dass Gott nicht *tot* ist, sondern lebt, und zwar lebt als der, der uns seine Liebe wissen lassen will und dessen Liebesmacht auch an unseren Gräbern nicht zu Ende ist.

Wie es sein möchte, wenn Gott tot wäre, das ahnen ja auch wir manchmal. Auch wir haben ja manchmal den Eindruck, nicht nur, als schweige Gott, sondern als sei Gott tot, als gäbe es nur das sinnlose, kalte, ewige Nichts, das uns von einer Mühsal des Tages zur anderen treibt. Aller Nihilismus, alle Sinnlosigkeit, Leere und Angst unserer Welt hat ihren Grund in diesem Alptraum, dass Gott tot sei. Jean Paul hat in seiner "Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei" diesen Alptraum geschildert: "Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater... Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls... Ist das neben mir noch ein Mensch? Du Armer! Euer kleines Leben ist der Seufzer der Natur oder nur sein Echo." Und zugleich drückte die "Riesenschlange der Ewigkeit" dieses Nichts zusammen und alles wurde eng, düster, bang. Aber es ist ein Traum, was Jean Paul schildert. Der Erwachte erfährt das Wort Jesu: "Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu Euch!" Dass das alles nur ein Traum war, unser Wähnen, Gott sei tot, das sagt die Osterbotschaft. Jesus lebt! Du darfst aufwachen von dem bösen Traum: Du bist kein Waisenkind, du hast einen Vater, du bist erwählt zu Gottes Kind! Das bedeutet die Osterbotschaft: Jesus lebt!

Das ganze Neue Testament finden wir auf Schritt und Tritt damit beschäftigt, das auszusagen, das zu begreifen und zu erfassen, was die Auferstehung Jesu Christi von den Toten bedeutet. Dass hier nicht bloss das Unrecht vom Karfreitag wieder gut gemacht wurde, sondern — wenn es wahr ist, dass Jesus lebt — dass uns

hier ein Versprechen für die Zukunft gegeben wurde, dass Gottes Liebesratschluss sein letztes Wort über dich und mich und die ganze Schöpfung ist, sein letztes, entscheidendes Wort, das nicht an den Grenzen unserer Endlichkeit und nicht an unseren Gräbern halt macht, sondern die Zukunft bestimmen wird. Ich lebe und ihr sollt auch leben, spricht der Herr. Darum gebiert seine Auferstehung die grosse Hoffnung. Darum spricht der 1. Petrusbrief von dem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das auf uns wartet, ja, das im Himmel für uns aufgehoben ist und das uns darum gewiss ist, weil Gott selbst in seiner Liebe uns durch den Glauben bewahren will für dieses Heil, d. h. weil es nicht auf uns steht und nicht an unserer Glaubenstreue hängt, sondern allein daran, dass *Er* sich in Jesu Tod und Auferstehung für uns entschieden hat.

Was uns durch die Auferstehung Jesu Christi gegeben wurde, ist ein Versprechen für die Zukunft, ist die gewisse Hoffnung auf Gottes endlichen und offenbaren Sieg. Aber es ist nicht so, dass dadurch schon unsere Gegenwart, Natur, Verhältnisse und Welt einfach anders geworden wären. Unser Briefschreiber ist kein Schwärmer, der wähnt, schon im Himmel zu leben und darunter die Erde unter den Füßen verliert. Er weiss sehr wohl, dass unsere Gegenwart dieser Hoffnung krass widerspricht. Darum spricht er in der 2. Strophe seines Liedes von dem Leiden, das den Glaubenden widerfährt, und von den Anfechtungen, die ihnen daraus erwachsen. Er sieht das sehr wohl und bagatellisiert es nicht. Aber er weiss, dass diese ganze Gegenwart eingeschlossen ist durch eine doppelte Klammer: durch die Auferstehung Jesu Christi von der einen Seite und durch sein Kommen zur Herrschaft auf der anderen Seite. Sie wissen, dass in der Mathematik das Vorzeichen, das vor einer Klammer steht, über deren Inhalt entscheidet. So ist das auch hier: vor unserer Gegenwart mit ihren Nöten und Leiden und ihrem Vergehen, steht als Vorzeichen die Auferstehung Jesu Christi. Und damit bekommt alles, was in der Klammer unserer Gegenwart steht, einen anderen Wert. Unsere Gegenwart wird nun zum Feld der Bewährung. Gerade in den Anfechtungen und Leiden der Gegenwart soll sich unsere Hoffnung, soll sich die Echtheit unseres Glaubens bewähren. Sie können unseren Glauben nun gerade nicht mehr verneinen und in Frage stellen, sondern nur noch prüfen und bewähren.

Warum das so ist, das sucht unser Verfasser nun noch einmal in einer 3. Strophe zu erläutern: Darum ist das so, weil es zum Wesen des Glaubens gehört, dass er sich an das Unsichtbare hält; weil ein Glaube, der schauen könnte, nicht mehr Glaube wäre. So sagt es das Neue Testament ja immer wieder. "Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen", schreibt der Apostel Paulus. Und gerade Jesu Gegner, die ihn ans Kreuz schlugen, verlangten etwas zu sehen, weil sie nicht glauben wollten: "Steige herab vom Kreuz, damit wir sehen und glauben!" Aber der Glaube hält sich an das Unsichtbare und Verborgene, denn er hält sich

an Gottes Verheissung. Darum kann der Glaube auch in den Leiden und Anfechtungen, gerade da, wo er von Gottes Liebe und Macht gar nichts sieht und spürt, dennoch getrost und fröhlich glauben. Er weiss ja, dass Jesus lebt:

“Ihn liebt ihr, ohne ihn gesehen zu haben.

an ihn glaubend frohlockt ihr, ohne ihn jetzt zu schauen, mit unaussprechlicher und verklärter Freude.”

Dieses Wesen des Glaubens, der getrost ist, obwohl er nichts sieht und spürt, hat Fr. H. Kohlbrügge in die Worte gefasst: “Wenn ich einmal gestorben bin, und es findet jemand meinen Schädel, so predige es ihm dieser Schädel noch: Ich habe keine Augen, dennoch schaue ich Ihn; ich habe kein Gehirn noch Verstand, dennoch umfasse ich Ihn; ich habe keine Lippen, dennoch lobsinge ich Ihm; ich liege hier draussen auf dem Gottesacker, dennoch bin ich mitten im Paradies!”

Ist es da ein Wunder, dass die Christen unseres Briefes Gott loben und danken? Und können wir da etwas anderes, als gleichfalls einzustimmen in den Lobpreis: “Gepriesen sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus”?!